

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

27) Roman von D. Eugen Thossan.

(Schluß.)

Das ganze Zimmer saß voll junger Mädchen. Wo die mit einem Male alle herkamen, sollte der Student wissen. So lange Frihe Manni kannte, hatte sie so gut wie keinen Umgang mit Altersgenossinnen gehabt.

Aber das ist allemal so. Bei einer Verlobung feiern die seit ewigen Zeiten begrabenen Mädchenfreundschaften eine jähe Auferstehung. Fröhlich kann man nicht gut sagen.

Auch für Frihe war es keine fröhliche Ueberraschung. Er hatte sich die Situation erheblich anders gedacht. Aber nun mußte es auch so gehen. Er ging stramm und steif auf den Mädchenknauel los, fand wie durch ein Wunder gleich Manni heraus und ließ seinen Glückwunsch vom Stapel. Kaum war ihm dies einigermaßen fließend gelungen, als er auch schon nichts Anderes mehr im Sinne hatte, denn seinen Rückzug. Nur wieder raus, so bald als möglich! Er wußte blos nicht, wie er das in der Eile bewerkstelligen sollte, ohne allzusehr wie ein Stockfisch zu erscheinen.

Auch Manni war durch sein unvernünftiges Auftauchen so erschüttert, daß sie kaum etwas zu erwidern wußte. Und Frihe wäre eine Beute der gräßlichsten Pein gewesen, wenn sich nicht Herr Zickendrath seiner alsbald angenommen hätte. Frihe empfand das in diesem Augenblick wie eine Erlösung und war drauf und dran, seinem alten Widersacher in der Tiefe seines Herzens Alles abzubitten, was er je an Groll und Feindschaft gegen ihn gehegt hatte. Wenn ihm nicht noch zur rechten Zeit eingefallen wäre, daß Herr Zickendrath mit seinem scheinbaren Erbarmen doch wohl noch andere, selbstsüchtigere Zwecke verbände. Und dem war auch so.

Es gelüftete den wackeren Erzieher, dem mißrathenen Objekt seiner Bemühungen vor Augen zu führen, welche Erfolge seine erzieherische Thätigkeit an würdigeren Pflanzlingen aufzuweisen hatte.

Er führte also Frihen durch die Schülerzimmer. Es gab deren jetzt vier. Alle sehr einfach ausgestattet; aber es lag so etwas in der Luft, wie gelehrte Würde, und die Anordnung der Möbel athmete die ganze zauberhafte Kestheit moderner Klassenzimmer. Als sie durch die Stube der beiden Schmidt's schritten, bemerkte Frihe mit Verwunderung, daß das Klavier fehlte. Er erkundigte sich danach.

„Ja,“ sagte Herr Zickendrath ernst, „das hat er aufgeben müssen. Wo sieben junge Leute arbeiten wollen, da darf nicht einer durch seine Liebhabereien die anderen stören. Johannes hat sich auch ohne Widerrede darein gefügt.“

„Das war von ihm nicht anders zu erwarten,“ dachte Frihe.

Aber er gönnte Herrn Zickendrath den Triumph nicht, dieses Zugeständniß aus seinem Munde zu hören. Er würde sich wer weiß was darauf zu gute gethan haben.

Da Frihe mit stummer Andacht auf die neuen Eindrücke reagierte, wurde Herr Zickendrath immer redseliger.

„Wir gehen mit dem Gedanken um, vom nächsten Jahre an die Sache ganz im Großen zu betreiben. Mein zukünftiger Schwiegersohn wird die zweite Etage über uns mieten, und wir werden dann zusammen arbeiten. Er bereitet das Alles schon jetzt vor. Der Direktor ist ihm sehr gewogen. . . er ist ja auch ein Schulmeister, wie er im Buche steht, ein Pädagoge ersten Ranges. Es kann ja nicht anders sein. Unsereiner. . . na, man ist ein bisschen zu spät hineingekommen; aber man thut, was man kann. Und man hat doch seine Freude, wenn man sieht, daß es anerkannt wird. Ich kann wohl sagen, auch von mir hält der Direktor viel. Wirklich. Wissen Sie, was er noch neulich zu mir gesagt hat? Er sprach nämlich von Ihnen. Ja, ohne Späß, von Ihnen.“

Wissen Sie, sagt er, was Sie in der kurzen Zeit aus dem Frihe Weinold gemacht haben, das ist aller Ehren werth. Sein Examen war ja nicht berühmt, wir hätten eigentlich mehr von ihm erwartet. Aber man weiß ja, wie das geht. Rech kann jeder mal haben. Aber. . . was in moralischer Beziehung oder sagen wir in menschlicher Beziehung unter Ihrer Pflege aus dem Jungen geworden war, das war ja

geradezu eminent. Das haben mir alle Lehrer bestätigt. Vorher. . . ein guter Schüler, ja; aber ein hochbeiniger, eigentwilliger Geselle. Und in der letzten Zeit vor dem Examen. . . um den Finger zu wickeln, sag' ich Ihnen. Einfach gezähmt, daß er aus der Hand fraß. Das war eine Leistung.

So sagte der Direktor. Natürlich. Ich gebe nur seine Worte wieder. Ich will mich selbst nicht rühmen. . .“

„Nein,“ unterbrach ihn Frihe, „Sie haben ganz recht. Das war Ihr Verdienst. Das haben Sie aus mir gemacht.“

Herr Zickendrath wurde fast weich.

„Gott, Sie werden ja auch mit jedem Tag älter, nicht wahr? In der Jugend sieht man's oft nicht ein, was einem fehlt. Später gehen einem die Augen auf. Ich bin überzeugt, Sie werden noch manchmal an mich denken und an Ihren Aufenthalt in meinem Hause.“

„Darüber können Sie sicher sein,“ entgegnete Frihe mit ernster Miene. „Das werd' ich ganz gewiß thun.“

„Na, sehen Sie. Man verständigt sich schließlich immer einmal. Es freut mich wirklich deshalb, daß Sie noch einmal gekommen sind. Das giebt mir die Gewißheit, daß Sie im Grunde Ihres Herzens trotz alledem kein übler Mensch sind. Ja, da lächeln Sie nun. Es ist aber wirklich meine Ueberzeugung. Sie können sich drauf verlassen.“

Gott, Sie haben meine Pension kennen gelernt, als sie noch so ganz in den Anfängen stand. Das hat ja natürlich allerlei Unzulänglichkeiten an sich gehabt. Aber passen Sie mal auf, was ich noch daraus mache. Sie werden's erleben. Meinen zukünftigen Schwiegersohn nicht zu vergessen, selbstverständlich. Sie glauben gar nicht, was für ein gerissener Mensch das ist, in Erziehungsfragen meine ich. Im Vertrauen gesagt, er hat vor, sich mit der Zeit ganz auf die Ausländer zu werfen. Verstehen Sie? Es bringt mehr ein. Gar kein Vergleich mit den hiesigen. Sie wissen ja selbst; hier wollen sie nichts zahlen. . . Na ja, weshalb denn nicht? Unsere Schulen sind gut. In jedem Jahre kommen tausende von Ausländern nach Deutschland, um sich ihre Bildung zu holen. Wenn wir hier bis jetzt noch keine haben, dann muß man sie eben herbeiziehen. Und ich sage Ihnen, mein Schwiegersohn — mein zukünftiger, wollt' ich sagen, der ist der Mann dazu.“

So waren sie wieder bis zur Hausthüre hinunter gekommen.

„Also nun geht's auf's Polytechnikum? Na, in Ihrem Fach da werden Sie schon Ihren Mann stehen, darum ist mir nicht bange. War's mir schon früher nicht. Denken Sie noch an Ihre Anlage drüben im Haus? An den Universal-Klingelapparat? Unter uns. . . das Glühlicht, das Sie für Manni angebracht hatten, das haben wir ausgeräumt. Nichts für ungut! Ich meine nur, wenn sich so ein Mädel verlobt. . . nicht wahr? Es war ja schon damals ein bisschen komisch. Aber das schadet ja nichts. . . Wann soll's nun fortgehen? Morgen schon?“

„Ja. Vorkäuflich auf einige Zeit zu meinem Onkel. Sie wissen ja. Bis am Polytechnikum das Semester anfängt.“

„Zu Ihrem Onkel? Na, dann grüßen Sie mir den alten Knaben schön und sagen Sie ihm, fünfunddreißig Mark monatlich wäre ein bisschen wenig für eine Pension, die nicht blos eine Abfütterungsanstalt sein soll, sondern etwas mehr. Für die wirkliche Erziehung will kein Mensch was bezahlen. Merkwürdig! Und sie bleibt doch die Hauptsache im menschlichen Leben. . .“

Als Frihe im Freien war, fiel ihm erst ein, daß er Mutter Zickendrath gar nicht zu Gesicht bekommen hatte. Er sah schnell noch einmal hinauf und richtig — da stand sie hinter einer Gardine und nickte ihm zu. Er hatte gar keine Zeit, den Gruß zu erwidern, denn schon war sie wieder verschwunden. Ein recht betrübtes Gesicht hatte sie eigentlich gemacht, fast als ob sie ein paar Thränen vergossen hätte. . . Hm! . . . Ja. . . Die Frau war, wenn er sich's recht überlegte. . . wenigstens die Liebe hatte sie gehabt; zwar auch nicht ganz rein, aber etwas Mütterliches war ohne Zweifel dagewesen. . . Und die hatte man am wenigsten zu dem Erziehungswert herangezogen. Verückt!

Er merkte aber doch, wie der letzte Gruß von ihr bereits anfang, „zertheilend“ in ihm zu wirken.

Von widerstrebenden Gefühlen bewegt, ging Friße, achlos gegen seine Umgebung, die Straße hinab, bis plötzlich vertraute Eindrücke, deren Herkunft ihm nicht gleich erkenntlich war, stachelnd auf seine Sinne wirkten.

Er riß sich aus seinen Träumereien und sah, daß es die alte Zidenrath'sche Wohnung war, die ihn mit den Ausstrahlungen ihrer Eigenthümlichkeit geweckt hatte. Einen etwas scheuen Blick warf er an der Front des Gebäudes hinauf. Da sah er oben den Thurm. Herrgott ja, der Kantor! Von dem mußte er sich auch verabschieden. Er würde ja wohl noch da wohnen.

Plötzlich sprang er die Stiegen herauf und klopfte.

Sa... dieses „Herein!“ das ablehnend und neugierig zugleich klang, das brachte nur der Kantor fertig. Als er Frißen gewährte, durchdrang ein Aufleuchten seiner kleinen Augen den dicken Tabaksqualm, der brenzlich den Raum erfüllte.

„Das ist erfreulich. Zigarre? Platz nehmen? .. Bitte?“

„Ich hatte schon Angst, ich würde Sie hier nicht mehr antreffen.“

„Oh, ich bin anhänglich. In diesem schnelllebigen Hause überdauere ich nun schon die sechste Einwohnergeneration. Wenn ich da rückwärts in meinen Erinnerungen grabe, dünke ich mich Schliemann mindestens ebenbürtig. Augenblicklich lebe ich in der Jetztzeit.“

„Wie so?“

„Ton ohne h, meine ich. Oder schreibt man den andern, den zum Kneten, jetzt auch noch bloß mit 'nem t? Ich finde mich nicht mehr zurecht... Also ein Klavierlehrer wohnt jetzt unter mir. Drei Klaviere stehen im Stall. Ein Flügel und zwei Pianos. Den ganzen Tag Musikstunden. Aus dem Pädagogischen komm ich gar nicht mehr heraus. Ich habe schon gedacht, das ist ein Fingerzeig für mich, daß es nun bald zu Ende geht. Wenn man so die Jugend-Erinnerungen nicht mehr los wird, dann soll es bedenklich stehen.“

„Sagen Sie doch so was nicht! So gut wie jetzt haben Sie noch nie ausgesehen, so lange ich Sie kenne.“

Der Kantor fand sein gewohntes boshaftes Lächeln wieder.

„Ich will annehmen, daß das eine höfliche Unwahrheit von Ihnen ist. Denn wenn es das nicht ist, dann ist es eine Bestätigung meiner Ahnungen. Leute wie ich werden erst schön im Angesicht des Todes... Aber wahr ist, Lust zum Sterben verspüre ich nicht. Es giebt noch zu viel zum Lachen. Aber sagen Sie mal, um auf Sie zu kommen, was hat Sie hierher verschlagen?“

„Ich habe bei Zidenrath's einen Besuch gemacht.“

„Alle Wetter! Das nenn' ich Jugendmuth. Was war denn los?“

Friße erzählte ausführlich.

Der Kantor konnte nicht sitzen bleiben vor dem unsagbaren Athel, der seine Nerven erregte.

„Das ist ja monumental!“ rief er aus, als Friße berichtet hatte. „Hätten Sie dem alten Egoisten solch' eine That für's Vaterland zugetraut? Also auf die Ausländer will er sich werfen? Dadurch verbessert er ja aber die Aussichten der deutschen Nation ganz beträchtlich. Wenn ich Herzog wäre, dafür gäb' ich ihm einen Orden. Und wenn ich extra einen zu diesem Zwecke stiften müßte. „Für einsichtsvolle Verschlechterung feindlicher Rassen“ oder etwas Aehnliches.“

Und so ulkte er weiter und arbeitete sich immer mehr in das höllische Feuer hinein.

Friße konnte diesmal nicht so recht mit. Es war von seinem Besuche etwas in ihm zurückgeblieben, was den Bosheiten des Kantors widersprach.

Als der deshalb eine kleine Pause machte, um Athem zu schöpfen, sagte Friße zögernd:

„Ja, aber... ein wirklich schlechter Mensch ist er eigentlich doch nicht.“

Der Kantor sah seinen Gast, der ihm gegenüber saß, eine Sekunde verblüfft an. Dann legte er sich weit über den Tisch und schrie:

„Nein. Das ist ja das, worüber man sich am meisten ärgern kann. Wenn man glücklich einen Menschen gefunden hat, über den man die ganze Schale seines Jornes ausschütten möchte, dann entdeckt man, daß der Kerl auch seine guten Seiten hat. Und so geht es einem überall. Es ist die alte Klage: es giebt keine ganzen Charaktere, nicht einmal ganz schlechte. Es ist eine unvollkommene Welt.“

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotteviß.

Nichts wirkt zunächst unheimlicher als die Thatsache, daß die Erde seit dem Anfang ihrer Entstehung ungeheure, für den menschlichen Verstand unfaßbar große Zeiträume durchgemacht hat. Aber gerade diese Thatsache konnte auch am leichtesten alle mythische Weltanschauung, mit der sie in Widerspruch steht, beseitigen, und sie konnte ein fester Eckstein der modernen Naturforschung werden. Hat man zur Erklärung einer Erscheinung Zeit im Ueberfluß zur Verfügung, so fällt der Begriff des Wunderbaren und Uebernatürlichen von selbst in nichts zusammen. Der Lauf des Colorado-Stromes, der in einer Schlucht zwischen hunderten von Metern hohen Felswänden dahindrauf, ist eines der gewaltigsten und überraschendsten Naturerscheinungen, das mancher in religiöser Andacht als den Beweis übernatürlicher Kräfte hingenommen haben mag. Setzt man aber Hunderttausende von Jahren zur Entstehung dieses Flußbettes voraus, und vergegenwärtigt man sich, was für eine aushöhlende, wegpülende Macht das Wasser selbst auf harten Stein ausübt, dann bleibt an dem Schauspiel nichts Räthselhaftes mehr. So ist es aber mit allem, was auf der Erde lebt und was auf ihr vorgeht. Nehmen wir nur entsprechend große Zeiträume zu Hilfe, so lösen sich auch die größten Massenwirkungen der Erdoberfläche und die komplizirtesten Erscheinungen des Lebens in eine Summe von alltäglichen und auch heute noch zu beobachtenden Vorgängen auf. Andererseits ist es aber ebenso erklärlich, daß einfache Prozesse durch tagtägliche Wiederholung während langer Zeiträume zu gewaltigen Ereignissen anwachsen können und daß sie dann das Aussehen der Erde gewaltig verändern. In der That ist die Oberfläche unseres Planeten derartig umgewandelt worden, daß da, wo heute Festland ist, früher Meer war, und da wo heute der Ozean herrscht, in Vorzeiten der Boden trocken war. So war zum Beispiel in der Juraperiode ganz Europa Meeresgrund. Die Jurazeit, die nach den geologischen Verhältnissen der Juragebirge ihren Namen bekommen hat, ist zwar nach Jahren gerechnet unermesslich weit, dagegen erdgeologisch genommen, von der jetzigen Epoche nicht gar so weit entfernt. Aber die Funde von organischen Ueberresten, die im französischen, schweizerischen und deutschen Jura, in den Karpathen, in Zentralrussland und ebenso in Südeuropa gemacht worden sind, weisen alle auf Meeressthiere hin. Verbindet man alle diese Punkte Europa's, so marine Organismen aus der Juraperiode gefunden worden sind, so ergeben die Verbindungslinien ein Terrain, das ganz Europa umfaßt und das also früher vom Meereswasser bedeckt war. Ablagerungen der Jurazeit sind aber ferner auch in Sibirien, Indien, in Grönland und in Nord- und Südamerika gefunden worden. Eine eigenartige Entdeckung hat J. E. S. Moore (Nature 1898, Bd. 58) im Tanganjika-See im südöstlichen Afrika gemacht. Er fand in demselben eine große Anzahl von Thieren, vor allem Mollusken, welche eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit mit Formen der Jurazeit aufweisen. Dieser Fund ist in mehrfacher Beziehung interessant. Zunächst beweist er die Ausdehnung des Jura-Meeres bis zu diesem Theile Afrika's. Sodann macht er es wahrscheinlich, daß der Tanganjika-See früher ein langgestreckter Meerbusen war, der sich bis zum Rothen Meere, ja vielleicht noch weiter bis zum Todten Meere und Jordanthale hinzog. Vom Tanganjika-See erstreckt sich nämlich bis dahin eine Reihe langer, zum Theil mit Seen ausgefüllter Thäler, die alle dieselbe geologische Struktur zeigen. Dadurch wird es sehr wahrscheinlich, daß der Tanganjika-See früher mit dem Rothen Meere zusammengehungen und wie dieses einen schmalen Meerbusen gebildet hat. Das Wertwüirdigste aber an Moore's Entdeckung ist der Umstand, daß eine Meeresfauna sich in dem Süßwasser des Tanganjika-Sees erhalten konnte, zumal in diesem außerdem eine neuzeitliche der dortigen Gegend entsprechende Süßwasser-Thierwelt ausgebildet ist. Die Meeressthiere hatten sich demnach nicht nur dem seinen Salzreichtum verlierenden Wasser anzupassen, sondern sie mußten sich auch, Vertreter einer längst verschwundenen Erdperiode, gegen die eindringenden neuzeitlichen Süßwasserthiere zu behaupten wissen. Es müssen ohne Zweifel sehr zähe, anpassungsfähige Lebewesen sein.

Die Erscheinung, daß Vertreter älterer Erdperioden bis in die Gegenwart hineinragen, ist zwar auch anderwärts zu beobachten. Sie tritt aber in der Regel nur in abgeschlossenen Gegenden, vor allem auf weit abgelegenen Meeresinseln auf. Das Schnabelstier zum Beispiel, das die Merkmale von Vogel, Reptil und Säugethier an sich trägt und daher an eine Zeit erinnert, in der diese drei Klassen sich noch nicht von einander abgezweigt hatten, ist auf Australien beschränkt, einen isolirten Kontinent, der es nicht zur Entwicklung höher begabter Säugethiere, vor allem nicht zur Erzeugung der gefährlichen Raubthiere gebracht hat. Einem andern Vertreter einer vergangenen Erdperiode ist man neuerdings auf die Spur gekommen. Es handelt sich um ein Thier, das der Gruppe der Megatherien nahe steht. Wie in der Jurazeit und auch noch in der auf sie folgenden Kreidezeit die Reptilien den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreichten und in ungeheuerlichen Riesensformen auftraten, so entsfalteten sich in der noch späteren Tertiärperiode die Säugethiere zu gigantischen unförmlichen Wesen, gegenüber denen unser Elefant klein und schlank genannt werden kann. Auch die Megatherien waren solche plumpe, massive Säugethiere. Einen lebenden Vertreter der Megatherien, von denen übrigens außer

jetziges Faulthier sich abzweigt hat, will man nun in Südamerika gefunden haben. Leider ist jener bisher noch kein recht greifbares Forschungsobjekt geworden, da das Thier nur einmal von einem Forscher in der Nacht gesehen, von einem anderen aber nur nach einigen allerdings recht charakteristischen Skeletttheilen beurtheilt worden ist. Eine genauere Kenntniß dieses Thieres wäre aber gewiß recht interessant. Da die alten merkwürdigen Thierformen vergangener Erdperioden meist nur in ihrem Skelett oder in undeutlichen Abdrücken vorhanden sind, so ist es natürlich sehr erwünscht, lebende Nachkommen von ihnen zu finden, die uns über den inneren feineren Körperbau und die Gewohnheiten der betreffenden Thiergruppe Aufschluß geben können.

Das Skelett eines Thieres entspricht allerdings als Träger der fleischigen Partien immerhin so deutlich der Form und der physiologischen Bedeutung des Gesamtorganismus, daß es recht gut als Grundlage zur Beurtheilung einer bestimmten Thierart dienen kann. Ja der Schädel allein genügt schon, um von ihm aus eine Anzahl recht werthvoller Schlüsse ziehen zu können. Von dem Menschenaffen, den E. Dubois fand und den man bereits als Ahnherrn des Menschengeschlechts glaubt auffassen zu können, existirt nichts als ein paar Schädelknochen, denen sich allerdings noch ein Beinchen anschließt. Die Kenntniß des thierischen Körpers ist heutzutage aber eine so eingehende, daß eventuell ein einzelner Knochen genügt, um daraus die betreffende Thierart, der er eigen ist, festzustellen. Wie keine Thierspezies der anderen gleicht, so weichen eben auch die entsprechenden einzelnen Körpertheile zweier verschiedener Arten von Lebewesen von einander ab. Neuerdings ist ein Thierschädel aus der Tertiärperiode gefunden worden, der wiederum zu interessanten Schlussfolgerungen Anlaß giebt. Der Schädel stammt, wie in den „Comptes rendus“ P. 127 mitgetheilt wird, aus Argentinien. Er ist sehr eigenartig gebaut, und es ist sicher, daß er keiner der bekannten lebenden oder vorzeitlichen Säugethier-Ordnungen angehört. Er erinnert einigermaßen an die zu den Halbaffen gehörenden Lemuren, doch weist er auch auf die Fledermäuse hin, die heute eine selbständige Ordnung neben den Halbaffen bilden. Indes verbindet der Schädel nicht nur diese beiden Ordnungen, sondern er scheint auch Charaktere zu besitzen, die nur den Reptilien eigen sind. Außerdem aber zeigte er die ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, daß die Nasenknochen derart vorn verwachsen sind, daß sich keine Nasenlöcher darin befinden. Vielleicht ging dem Thiere infolgedessen die Fähigkeit ab, die Wohlgerüche, beziehentlich den Gestank der Welt wahrzunehmen. Das Thier, das den Namen Archinolemur Scalabrinii erhalten hat, besaß demnach einen Schädel, der ihm eine sehr eigenartige Stellung in der Klasse der Säugethiere sichert.

Der Archinolemur war, seinem Schädel nach zu schließen, der ziemlich kurz ist, nur ein kleines Thier, nicht größer als irgend einer der heutigen Halbaffen. Dem natürlich besaßen nicht alle Säugethiere der Tertiärzeit Niesennasen. Ihr allgemeines Kennzeichen war aber entschieden in jener Erdperiode eine gigantische plumpe Größe der Statur. Dagegen scheinen die Vögel ihre größte Entwicklung erst in der jetzigen, der quartären Erdperiode genommen zu haben. In den letzten Jahrhunderten freilich haben die Niesenvögel dem gefährlichen Expansionsstriebe des Menschen weichen müssen. Aber jedenfalls lebten die gewaltigen Laufvögel Madagaskars und Neuseelands, der Dinornis giganteus, der drei Meter hoch war, der Palapterix ingens, der Aepyornis maximus, dessen Eier sechsmal so groß waren wie ein Straußenei, noch in historischer Zeit. Größer wie der Strauß war wahrscheinlich auch der Struthiolithus, der jedoch bereits in tertiärer Zeit lebte. Man muß „wahrscheinlich“ sagen, denn auch von diesem Vogel ist nur ein sehr unbedeutender Ueberrest entdeckt worden, und zwar nicht etwa der Schädel oder ein Bein oder sonst ein Skelettrest, sondern nur zwei Eier. Es mag manchem etwas läßn erscheinen, von einem Ei auf die Gestalt eines vorweltlichen Vogels zu schließen, den niemand je gesehen hat. Und doch zeigt gerade das Ei einer jeden Vogelart seine ganz eigenartige Struktur, infolge deren es mit Zuverlässigkeit refognosziert werden kann. Die Oologie oder Kunde von den Eiern der Vögel ist ja fast ein besonderer Wissenszweig geworden, und es giebt Eiersammlungen, die tausende von verschiedenen Vogelkern umfassen. Von dem Struthiolithus ist nun neuerdings, wie E. N. Eastmann im „Geological Magazine“ mittheilt, ein Ei gefunden worden, nachdem schon in den fünfziger Jahren ein solches in Südrussland entdeckt worden war. Schon von diesem Ei war festgestellt worden, daß es von einem Vogel herkommen müsse, der dem Strauß nahe verwandt sei. Das neu entdeckte Ei ist in Nordchina in tertiären Schichten gefunden worden. Es stimmt mit dem südrussischen vollständig überein, beide überrufen das Straußenei an Länge, Breite und Rauminhalt. So beträgt der letztere beim Ei des Struthiolithus etwa 2000 Kubikzentimeter, während das Straußenei nur einen Inhalt von nicht ganz 1500 Kubikzentimeter umfaßt. Die Auffindung des Eies in Nordchina hat noch einen besonderen thiergeographischen Werth. Der Strauß ist nämlich mit der südamerikanischen Straußenart, dem Randu, so nahe verwandt, daß man auf eine gemeinsame Abstammung der beiden schließen muß. Nun ist aber das Vorkommen des Straußes auf Afrika und Arabien beschränkt, und es war schwer verständlich, wie so der Vorfahr dieses Thieres von da nach Südamerika gelangen konnte. Denn die anderen zur Ordnung der Straußen gehörigen Vögel, wie der Casuar und der Emu, die in Australien leben, stehen dem gemeinen Strauß ferner. Dagegen stellen nun der Struthiolithus und einige bereits früher aufgefundenen Ueberreste von straußen-

ähnlichen Vögeln genau die Verbindungslinie zwischen der Heimath des afrikanischen Straußen und des Randu in Südamerika her. Solche Ueberreste sind auf der Insel Samos und in Indien gefunden worden. Nun kommt jetzt der Struthiolithus in Nordchina dazu, ferner ein Ueberrest in Neu-Mexiko in den Vereinigten Staaten. Das nordöstliche Asien aber hing früher mit Nordamerika zusammen, von dem es ja heute auch nur durch eine schmale Meerenge getrennt ist. Es geht also aus allen diesen Funden hervor, daß die Gattung Strauß einst über die wärmeren Gegenden der ganzen Erde verbreitet war. Aber nur an den beiden entgegengesetzten Punkten des großen Verbreitungsbezirks blieben die Strauße am Leben, in den mittleren Partien starben sie aus. So wunderbar demnach die Thatsache erscheinen möchte, daß zwei nahe mit einander verwandte Laufvögel in zwei durch so große Wasserflächen von einander getrennten Gebieten wohnen, so einfach löst sich die Schwierigkeit, wenn man die frühere Geschichte dieser Vögel berücksichtigt. Die Thierwelt Süd-Amerika's ist sonst von derjenigen Afrika's außerordentlich verschieden. Denn um auf dem Landwege über Nordafrika und Nordamerika nach Südamerika zu gelangen, dazu gehört eine Durchwanderung kälterer Gegenden, die einem afrikanischen Thiere nicht so leicht möglich ist. Nun muß man freilich bedenken, daß zur Tertiärzeit, in der der Struthiolithus lebte, unter unseren nördlichen Breitengraden ein so warmes Klima herrschte, daß selbst Palmen in Deutschland gediehen. Zu dieser Zeit konnte also der Strauß seinen Uebergang durch die nördlichen Gebiete nach Südamerika sehr leicht bewerkstelligen. Wenn andere Thiere dem Beispiele des Straußen nicht gefolgt sind, so mag das daran liegen, daß sie sich nicht so weit zu verbreiten vermochten. Was aber war der Grund, warum sich der Löwe zum Beispiel nicht ebenso weit verbreitete wie der Strauß? Diese und ähnliche Fragen kann die Wissenschaft noch nicht beantworten. Denn noch sind die Existenzbedingungen der Thiere nicht bis ins Einzelne bekannt. Man sieht ja bereits an dem Beispiele des Straußen, was für eine Menge von Faktoren, Klima, Wechsel, Zusammenhang von jetzt getrennten Kontinenten, Wanderungen, unermessliche Zeiträume u. s. w. zusammenwirken müssen, um einem Thier seine jetzige Form, seinen jetzigen Wohnort, seine jetzigen Gewohnheiten zu geben! —

Kleines Feuilleton.

kg. Politische Karikaturen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges finden eine sehr interessante Behandlung durch Dr. R. Wollan in dem soeben erschienenen Heft der „Zeitschrift für Völkerverfreunde“. Es ist ein außerordentlich reichhaltiges Material auf diesem Gebiete vorhanden, das bis jetzt aber nur wenige Bearbeiter gefunden hat. Während im 16. Jahrhundert fast ausschließlich die religiöse Frage die Karikatur beherrscht, tritt ihr im 17. Jahrhundert die politische gleichwerthig an die Seite. Dieser Entwicklung entspricht auch eine Aenderung im Format und in der Ausstattung der Blätter. Im 16. Jahrhundert waren sie fast durchgehends im Kleinoktaformat gehalten, nur historische Lieder gab es auch schon häufiger im Quartformat, wie es ganz allgemein für die „Zeitungen“ üblich war. In den erregten Zeiten des 17. Jahrhunderts genügten diese kleinen Blätter nicht mehr. Da sie mehr auf die große Masse des Volkes wirken sollten, gewinnt die Zeichnung gegenüber dem Text immer mehr an Bedeutung; der Zeichner mußte sich also frei entfalten können. Zudem wurde sein Werk oft genug über Nacht an den Ecken der Straßen, an Burg- und Stadthor angeschlagen und sollte da am Morgen von jedermann gelesen werden, der des Weges daherkam, und das größte Folioformat konnte allein diesen Zwecken genügen. Bild und Text sind in diesen Fällen auf besondere Quartblätter gedruckt, die erst später zusammengestellt wurden. Oft sollte auch unter dasselbe Bild der Text in verschiedenen Sprachen gedruckt werden, wie ja oft genug auch holländische und französische Blätter nach Deutschland eingeführt wurden, um einen deutschen Text als Unterlage zu erhalten. Nicht immer können diese Spottbilder nur von der Privatspekulation unternehmender Verleger auf den Markt geworfen sein. Oft werden einzelne Themata in solchen Massenproduktionen behandelt, daß sie nur durch Unterstützung geldkräftiger Privatleute möglich geworden sein können, da die Kosten im Verhältnis zu dem möglichen Absatz zu groß waren. Auch gingen von demselben Verleger bisweilen viele Bilder, die den gleichen Zweck hatten, fast gleichzeitig aus. In vielen Fällen waren die Spottbilder jedenfalls durch eine Partei veranlaßt, die das nötige Geld zur Ausführung des Stiches hergab. Der Holzschnitt kam übrigens in solchen Spottbildern selten zur Anwendung; er zeigt auch ein recht bescheidenes künstlerisches Können, während die Urheber der Stiche in der Mehrzahl künstlerisch tüchtig durchgebildet waren und besonders die gute Zeichnung nackter Frauen gestalten in allegorischen Darstellungen auffällt. Wie das 16. Jahrhundert, so schwanzt auch noch das 17. Jahrhundert im Spottbilde zwischen wirklicher Karikatur und allegorischen Darstellungen. In Thiergestalten, und zwar in den schilbhaltenden Wappenthieren, wurde die satirische Darstellung regierender oder politisch bedeutender Persönlichkeiten gegeben. Der pfälzische, niederländische, böhmische Löwe mußte die Fürsten dieser Länder, der Adler Oesterreich, der

Greif Baden, das Einhorn England verkörpern. Gewisse allegorische Darstellungsformeln, das Auspeien, der Stammbaum, um als Wurzeln der Tugenden die Freundschaft, der Laster die Feinde darzustellen, das Spinnen, um das Anspinnen von Krieg und Verrath zu veranschaulichen, lehren immer wieder. Die verbusten Spottbilder haben auch noch im 17. Jahrhundert die religiösen Kämpfe im Gefolge. Der Kampf gegen Luther zeitigt freilich wenig Karikaturen mehr, um so heftiger werden das Papstthum und die Jesuiten angegriffen; aber auch gegen die Calvinisten richtet sich die Karikatur, heftiger freilich als gegen sie gegen ihren Beschützer, den böhmischen Winterkönig. In Wort und Bild ist nicht so bald ein Herrscher so viel gefeiert, noch viel mehr aber verhöhnt werden als er, dessen Herrschaft in Böhmen doch nur so kurze Zeit währte. Wie reichhaltig die Produktion überlebte die Lieder und Bilder sein Leben bis zu seinem Tode. Ein charakteristisches Bild zeigt den „Pfälzischen Patheuten“. Er ist krank und siech, er hat den Kopf verbunden und stützt sich auf eine Krücke. Am Halse hängt ihm das Elend; die spanische Mücke umschwärmt ihn, die Spinne legt sich ihm auf den Rücken, Affen suchen ihn vergeblich davon zu befreien. Der Fuchs kommt zu ihm als Arzt und findet in seinem Harn „den bösen Wurm von Krieg und Sturm“ und empfiehlt ihm die Apotheke in Bayern und Sachsen. —

Völkerverkunde.

— Vom Aberglauben der Bamburgwe schreibt Berthier in seinem Werke: „Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika“. „Ich habe den mittelalterlichen Aberglauben an den Wertwolf dort vertreten gefunden, und zwar gelegentlich der Begebenheit, daß ein Mann von einem Leoparden angefallen wurde. Die Leute behaupteten mit einer felsensfesten Ueberzeugung, daß dieser Leopard kein Thier, sondern ein böser Zauberer gewesen sei, der sich in einen Leopard verwandelt habe; denn das läme öfters vor, meinten sie, brachten mir das Fell und verlangten von mir die Erklärung, ob sie in ihrer Ansicht Recht hätten oder nicht; ich mußte das wissen, da wir, die Europäer, ja so klug wären. Ich erklärte, erst einige Zeit mit mir selbst ein Schauri machen zu müssen und verkündete dann nach einigen Stunden, daß sie sich diesmal geirrt hätten; dieser Leopard sei ein Leopard gewesen und kein Zauberer, womit die Mehrzahl der Besucher zufriedengestellt schien. Einige Mörzler waren allerdings darunter, wie ich an den zweifelnden Mienen zu erkennen glaubte. — Die Todten werden nicht in, sondern neben der Lembe beerdigt; sodann gehen am nächsten Morgen die ganzen Anverwandten nach dem Kwou-Fluß mehrere Stunden weit nach der Mündung zu, um dort unter Jeremonten die Kleider der Verstorbenen zu waschen. Zufällig starb am Tage unserer Ankunft der Bruder meines Führers Njai, den ich schon lange bei mir hatte, so daß ich diese Gebräuche konstatieren konnte. Beim Einmarsch in das Land drehte sich Njai, der stets vor mir ging, plötzlich um mit den Worten: „Da fliegt ein schlechter Vogel vorbei!“ Bald nachdem wir bei Köthersheim Lager aufgeschlagen, kam er und sagte: „Mein Bruder ist heute Morgen gestorben; habe ich Dir nicht den schlechten Vogel unterwegs gezeigt?“ —

Aus dem Thierleben.

— Ueber Schwalben im Schnee berichtet das jüngste Heft der „Ornithologischen Monatsberichte“. Daß unsere beliebtesten Frühlingsboten bei uns ausfallen, bis Schnee fällt, kommt wohl außerordentlich selten vor. A. v. Hommer beobachtete auf einer Reise von Greifswald nach Wrangelsburg bei Wolgast am 14. Oktober vorigen Jahres, bei +2° R. und eisfalten Südost-Winde, bei und in Dorfe Diebriehagen, 1 Meile südlich von Greifswald, noch mindestens 40—50 Rauchschwalben. In Greifswald selbst waren die letzten am 4. Oktober fortgeflogen. In Wrangelsburg flogen noch am überfolgenden Tage bei +1° R. und Schneegestöber die Schwalben bis 3 Uhr Nachmittags. Als um Mittag die Sonne auf einige Zeit zum Durchbruch kam, setzten sich Schwalben auf eine von der Sonne beschienene Dachböschung, verschwanden aber sofort wieder, als die Sonne verschwand. Am 17. Oktober zogen die Schwalben ab. Einen noch späteren Abzug einer Schwalbenfamilie infolger später Brut beobachtete v. S. 1897, wo diese bei dem milden Herbst erst am 7. November fortflohen. In Städten treten die Schwalben ihre Wanderung immer früher an als auf Landgehöften, wo sie in den warmen Viehställen noch einige Wochen lang Nahrung finden. So berichtet v. Eichsue einen Fall aus Oesterreich, wo Rauchschwalben überhaupt ihre Wanderung aufgaben und in einem Stall bis Februar blieben. Dann starben sie aber aus Nahrungsmangel. —

Bergbau.

ss. Pflanzen als Verräther von Erzlagern. Es ist keine neue Beobachtung, daß bestimmte Bodenarten, auch das Vorhandensein von einzelnen Erzen durch gewisse Pflanzen gekennzeichnet werden. Für diese Thatsache hat Ernst Uibey in den Transactions des Australasian Institute der Minen-Ingenieure einige besonders bemerkenswerthe Beispiele zusammengestellt. Bei Siegen

im deutschen Rheinlande ist ein Eisenerz-Lager auf eine Strecke von 2 Meilen dadurch kenntlich, daß der Boden mit Birken bestanden ist, während er in der ganzen Umgebung nur Eichen und Buchen trägt. Ein Strauch *Amorpha canescens*, der etwas seltener als die ver-schwitzerte strauchige *Amorpha* auch bei uns als Zierstrauch in Gärten angepflanzt wird, dient in Amerika, besonders in den Staaten Michigan, Wisconsin und Illinois als Leitpflanze für Bleiglantzlager, während in Missouri Gummibäume und Pflanzen aus der Verwandtschaft des giftigen Sumach als Leitpflanzen bekannt sind. Daß Buchen Liebhaber von Kalksteinboden sind, ist bekannt, und schon oft haben vereinzelte Bäume dieser Gattung zur Entdeckung von Kalksteinlagern Anlaß gegeben. Nach spanischen Erfahrungen ist eine Bindenart ein Verräther von Phosphorit-Lagern und als solcher besonders in den Kalksteingebieten von Extremadura geschätzt. Im amerikanischen Staate Montana sind sogar Silberlager durch Vermittelung einer Pflanze *Erigonum ovalifolium* aufgefunden worden. Auch in Deutschland recht bekannt ist das sogenannte Galmei-Beilchen oder Kelmes-Blume von der Art *Viola lutea* und der Abart *calaminaria*, die in Oberschlesien, in Westfalen, aber auch in Belgien und in dem amerikanischen Staate Utah auf solchem Boden wächst, der Lager von Galmei, dem wichtigsten Zinkerg, führt. —

Technisches.

— Stoffe wasserdicht zu machen, versuchte seit Langem Dr. Berthier. Nun wäre ja dabei eigentlich nichts Neues, denn Methoden, Stoffe wasserdicht zu machen, giebt es gar mannig-fache. Was seither noch fehlte, war ein Material, welches das Wasser auch nach längerem Gebrauch nicht durchläßt, der Luft aber freien Durchgang gestattet. Dr. Berthier bemerkte, daß die Stoffe der Araber diese anscheinend kontradiktorischen Eigenschaften besitzen, und schrieb dies der Verwendung von Wollse zu, welche noch das thierische Fett enthält. Versuche wurden angestellt mit Lanolin und einem gereinigten neutralen Thierfett ohne Seife und Fettsäure. Die Resultate waren sehr günstig, und durch eine Mischung von 10—24 Gramm Lanolin auf 1000 Gramm Petroleum-Spiritus (Petroleum-essenz) wurde die wasserdichte Eigenschaft erzielt. Das Gewebe wurde entweder durch kurzes Eintauchen in die Mischung und darauffolgendes Answinden oder durch Aufstreichen der Flüssigkeit auf die Oberfläche mit einem Schwamm wasserdicht gemacht. —

Humoristisches.

— Die gute Frau Müller. W.: „Denken Sie mir, wie gut die Frau Müller für ihren Mann sorgt; sie zieht ihm sogar die Stiefel aus!“
 W.: „Wohl wem er aus dem Wirthshaus kommt?“
 A.: „Rein, schon wenn er ins Wirthshaus gehen will.“ —
 — Trost. „Willst, wie gings heute in der Schule?“
 „Sehr gut Mama!“
 „Nä? nicht! Ich hab' gehört, daß Du Schläge bekommen hast.“
 „Ja! Aber es hat nit so weh gethan wie sonst.“ —
 („Jugend.“)
 — Aufrichtig: Auf dem Grabe einer Frau am Brenner steht zu lesen: „Thränen können Dich nicht mehr zum Leben zurück-rufen, daran weine ich.“ —

Notizen.

— Der Meritale „Pfälzer Volksbote“, der in Kaisers-lautern erscheint, kommt nach einer Aufzählung von Goethe's Frauengestalten in einer moralischen Würdigung zu folgendem Schlusse: „Das sind die hervorragenden Etappen des moralischen Lebens dieses angebeteten Litteraturhelden, der ein vollendeter Wüstling und ein sittenloser Schurke, der das Lebensglück vieler ausländiger Frauen zertreten und ihre Tugend und Ehre den niederen Instinkten seiner bestialischen Leiden-schaften herzlos opferte.“ —
 — Von Fedor von Sobeltik wurde ein dreiaktiger satiri-scher Schwank „Lam-Lan“ für das Berliner Theater erworben. Er soll dort in der zweiten Hälfte des Februar zur Auf-führung kommen. —
 — Georg Droescher, der bisherige Leiter des Belle-Alliance-Theaters, ist für das Schauspielhaus als Regisseur engagirt und vorläufig auch mit den Funktionen des Dramaturgen betraut worden. —
 — Max Halbe's ungearbeitete Komödie „Lebens-wende“ ist bei der ersten Aufführung im Münchener Schauspiel-hause unter Zischen und Gelächter abgelehnt worden. —
 — Theodor Herzl's Schauspiel „Unser Rächgen“ fand bei der ersten Aufführung im Wiener Volkstheater eine getheilte Aufnahme: Im Siebparterte raufsten sich Zionisten und Antisemiten. —
 — Seit fünfzig Jahren leitet der Redakteur Dr. Alexander Ramsay das „Banffshire Journal“ (Schottland). — Die Nerven und das Siskleisch! —